



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

____WEGE____

zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft

**Prävention, Begleitung,
Beratung und Psychotherapie**

Herausgegeben von Karl Heinz Brisch
und Theodor Hellbrügge

Klett-Cotta

*Die Herstellung dieses Buches erfolgt mit freundlicher Unterstützung
der Theodor-Hellbrügge-Stiftung München (www.theodor-hellbruegge-stiftung.de).*

*Die Beiträge der englischsprachigen Autorinnen und Autoren wurden
von Ulrike Stopfel übersetzt.*



Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2009 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

~~Schutzzumschlag: Roland Sazinger, Stuttgart~~

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von ~~Kösel, Krugzell~~

ISBN ~~978-3-608-94509-6~~

~~Zweite Auflage, 2014~~

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet über [<http://dnb.d-nb.de>](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
KLAUS E. GROSSMANN UND KARIN GROSSMANN	
Fünzig Jahre Bindungstheorie: Der lange Weg der Bindungsforschung zu neuem Wissen über klinische und praktische Anwendungen	12
KATHARINA BRAUN, CARINA HELMEKE UND JÖRG BOCK	
Bindung und der Einfluss der Eltern-Kind-Interaktion auf die neuronale Entwicklung präfrontaler und limbischer Regionen: Tierexperimentelle Befunde	52
LIESELOTTE AHNERT	
Bindungsentwicklung im Spannungsfeld von Familie und öffentlicher Betreuung	79
SARAH L. FRIEDMAN UND ELLEN BOYLE	
Kind-Mutter-Bindung in der NICHD-Studie »Early Child Care and Youth Development«: Methoden, Erkenntnisse und zukünftige Ausrichtungen	94
FABIENNE BECKER-STOLL	
Von der Eltern-Kind-Bindung zur Erzieherin-Kind-Beziehung	152
HEATHER GEDDES	
Bindung, Verhalten und Lernen	170
BOB MARVIN	
Das Verständnis von oppositionellem und zerstörerischem Verhalten von Kindern aus der Perspektive des »Sicherheitskreises« (»Circle of Security«®)	187

RICHARD BOWLBY

Das Londoner Modell der bindungsorientierten Tagesbetreuung
Hintergrund 213

JOHANN CASPAR RÜEGG

Frühkindliche Erfahrungen und Psychosomatik 225

JOHN READ UND ANDREW GUMLEY

Bindungstheorie und Psychose. 237

INGE BRETHERTON, TIM PAGE, ANGEL GULLON-RIVERA,

VICKY LENZLINGER UND KRISTINE A. MUNHOLLAND

Das Thema Scheidung in den Bindungsgeschichten von
Vorschulkindern: Bedeutung für therapeutische Interventionen
in Familien nach der Scheidung 279

KLAUS MINDE UND REGINA MINDE

Die Messung von Bindungsverhalten in einer multikulturellen Welt . . . 315

MIRIAM STEELE

Der Gewinn aus der Bindungstheorie und Bindungsforschung für die
klinische Arbeit mit Adoptiv- und Pflegekindern und ihren Eltern 335

KARL HEINZ BRISCH

Bindung, Psychopathologie und gesellschaftliche Entwicklungen 350

Adressen der Autorinnen und Autoren 372

Vorwort

Das Entstehen von sicheren Bindungen ist ein wichtiges Element für die gesunde körperliche, psychische und soziale Entwicklung eines Kindes und kann durch vielfältige Wege sowohl innerhalb der Familie als auch innerhalb der Gesellschaft gefördert wie auch behindert werden. Ein Kind kann durch Erfahrungen in seiner Familie, in Krippe, Kindergarten, Schule und in anderen sozialen Gruppen innerhalb der Gesellschaft emotionale Sicherheit erleben. Wenn es dagegen äußerst stressvolle Erfahrungen macht, die etwa durch Bindungsunsicherheit gekennzeichnet sind, können sich vielfältige psychologische Auffälligkeiten wie Ängste, Depressionen, Suchterkrankungen, Sprachentwicklungsstörungen, Bindungsstörungen, Dissozialität und Gewalt entwickeln. Durch präventive, frühzeitige Interventionen, Begleitung, Beratung und Psychotherapie ist es möglich, solche psychopathologischen Entwicklungen zu verhindern bzw. sie zu behandeln. Auf diese Weise können selbst Menschen mit schwerwiegenden Entwicklungsstörungen und vielfältigen psychischen Symptomen eine neue Chance erhalten, sichere und damit psychisch gesündere Entwicklungswege für sich zu finden.

Durch ihre bahnbrechenden und im europäischen Sprachraum einmaligen Längsschnittstudien zur Bindungsentwicklung von Kindern konnten Professor Klaus Grossmann und Dr. Karin Grossmann genau diejenigen Wege untersuchen, die Kindern helfen, sichere Bindungsbeziehungen mit ihren Bezugspersonen aufzubauen. Hierbei konnten sie erstmals auch Abweichungen von der gesunden Normalentwicklung und die Einflüsse von Risikofaktoren auf die Bindungsentwicklung studieren. Es ist ihr großes Verdienst, dass gerade durch die prospektiven Längsschnittstudien die Entwicklungsforschung die Nahtstellen zur Entwicklung einer Psychopathologie aufzeigen konnte. Aufgrund dieser Erkenntnisse ergaben sich neue Möglichkeiten zur klinischen Anwendung in der Begleitung, Beratung, Psychotherapie und Prävention in Bezug auf Menschen, die im Zusammenhang mit Familie und Gesellschaft psychopathologische Entwicklungswege genommen hatten.

Zu Ehren von Herrn Professor Klaus Grossmann und Dr. Karin Grossmann wurde von der Internationalen Akademie für Entwicklungsrehabilitation und der Theodor-Hellbrügge-Stiftung am 1. und 2. Dezember 2007 an der Kinderklinik und Poliklinik am Dr. von Haunerschen Kinderspital der Ludwig-Maximilians-

Universität München ein Internationaler Kongress mit dem Titel *Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft: Prävention, Begleitung, Beratung und Psychotherapie* (*Ways towards Attachment in Family and Society: Prevention, Guidance, Counselling and Psychotherapy*) durchgeführt. Im Rahmen dieses Kongresses wurden Herr Prof. Dr. Klaus Grossmann und Frau Dr. Karin Grossmann als Zeichen der Würdigung ihres außergewöhnlichen wissenschaftlichen Lebenswerks und als Anerkennung ihrer bahnbrechenden Forschungsergebnisse mit dem »Arnold-Lucius-Gesell-Preis« der Theodor-Hellbrügge-Stiftung ausgezeichnet. Die enorme Resonanz der Konferenz ermutigte die Veranstalter, die Beiträge mit der Herausgabe dieses Buches einer größeren Leserschaft zugänglich zu machen.

Wir danken allen Autoren und Autorinnen, dass sie ihre Beiträge für die Publikation zur Verfügung gestellt haben. Unser besonderer Dank gilt Frau Ulrike Stopfel, die mit großem Engagement und Zuverlässigkeit die englischsprachigen Beiträge (die Aufsätze von S. Friedman und E. Boyle, von H. Geddes, B. Marvin, R. Bowlby, von J. Read und A. Gumley, I. Bretherton et al., von K. und R. Minde sowie von M. Steele) übersetzt hat. Dank der ausgezeichneten Arbeit von Herrn Thomas Reichert konnten die einzelnen Manuskripte rasch editiert werden. Wir danken Herrn Dr. Heinz Beyer sowie Frau Christel Beck vom Verlag Klett-Cotta, dass sie sich mit großem Engagement für die Herausgabe dieses Buches und die rasche Herstellung beim Verlag eingesetzt haben. Ein ganz herzlicher Dank gilt der Theodor-Hellbrügge-Stiftung München, die mit großzügiger finanzieller Unterstützung sowohl die Konferenz als auch die Herstellung dieses Buches ermöglicht hat.

Wir hoffen, dass dieses Buch allen, die Eltern mit ihren Kindern in Familien und gesellschaftlichen Zusammenhängen auf Wegen zu sicheren Bindungsentwicklungen begleiten – wie etwa Geburtshelfer, Hebammen, Kinderärzte, Krankenschwestern, Psychiater, Psychologen, Sozialarbeiter, Pädagogen, Heilpädagogen, Krankengymnasten, Kinder- und Jugendpsychiater, Psychotherapeuten, Richter und Politiker – zahlreiche Anregungen gibt, die sie in ihrer täglichen Arbeit fruchtbar umsetzen können.

Karl Heinz Brisch und Theodor Hellbrügge

Einleitung

Das vorliegende Buch fasst verschiedene Beiträge zusammen, die das Thema *Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft: Prävention, Begleitung, Beratung und Psychotherapie* aus unterschiedlichen Perspektiven bearbeiten. Es sollen zum einen Ergebnisse aus der Grundlagenforschung dargestellt wie auch zum andern anhand von Beispielen die Möglichkeiten der Begleitung, Beratung und Psychotherapie von Eltern und Kindern auf ihrem Weg zu sicheren Bindungsentwicklungen in Familie und Gesellschaft veranschaulicht werden.

Karin und Klaus Grossmann geben zu Beginn einen umfassenden Überblick über 50 Jahre Bindungstheorie und Entwicklungsforschung. Sie zeigen auf, wie aus der Grundlagenforschung Erkenntnisse für das Verständnis von entwicklungspsychopathologischen Prozessen gewonnen werden konnten und wie diese Erkenntnisse wiederum die klinischen Anwendungen, etwa im Bereich von Pädagogik und Psychotherapie, befruchteten.

Der Beitrag von Katharina Braun macht anhand von Tierforschungen deutlich, wie frühe Erfahrungen von angemessener mütterlicher Versorgung die Gehirnentwicklung des Nachwuchses beeinflussen und damit langfristige Auswirkungen auf die Aktivierung von Genen und die Stressregulation haben können.

Der Aufsatz von Lieselotte Ahnert berichtet über Forschungsergebnisse zur Bindungsentwicklung von Kindern, die in Familien oder öffentlicher Betreuung aufwachsen. Diesen Fragestellungen wurde auch in einer großen Längsschnittstudie des Nationalen Instituts für Kindliche Gesundheit und Entwicklung (NICHD, »National Institute of Child Health and Human Development«) über frühe Kinderbetreuung und -entwicklung nachgegangen. Sarah Friedman stellt im vierten Beitrag gemeinsam mit Ellen Boyle die Ergebnisse dieser Längsschnittstudie bis ins Jugendalter vor. Anschließend zeigt Fabienne Becker-Stoll auf, in welcher Weise die frühe Eltern-Kind-Bindung auch die Beziehungen der Kinder zu den Erzieherinnen in Krippen und Kindergärten beeinflusst.

Ohne sicheres Bindungsverhalten sind Lernprozesse und Verhaltensentwicklungen beeinträchtigt. In diesem Zusammenhang verdeutlicht Heather Geddes aus Großbritannien auf Basis ihrer Untersuchungen in Schulen den Einfluss der Bindungsentwicklung auf Lernen und Verhalten.

Viele Kinder leiden heute unter oppositionellen und aggressiv trotzigen Verhal-

tensauffälligkeiten. Robert Marvin stellt auf dem Hintergrund seiner Forschungen und seiner klinischen Erfahrungen eine bindungsorientierte Diagnostik vor, die ein Interventionsprogramm nach dem Modell des »Sicherheitskreises« umfasst, das zur Prävention in Bezug auf aggressive Entwicklungsstörungen beitragen soll.

Sir Richard Bowlby, der Sohn von John Bowlby, berichtet über ein »Londoner Modell« zur bindungsorientierten Tagesbetreuung; hierauf aufbauend wurden Kindergarten- und Betreuungsstrukturen organisiert.

Die frühen emotionalen Bindungserfahrungen beeinflussen auch die physiologischen Regulationsprozesse, die sich in einer gesunden Entwicklung oder auch in psychosomatischen Symptomen niederschlagen können. Caspar Rüegg veranschaulicht als Physiologe diese Zusammenhänge zwischen Grundlagenforschung und klinischer Psychosomatik. Auch psychotische Entwicklungen können mit Kindheitstraumata und dem Verlust von Bindungssicherheiten zusammenhängen, wie John Read und Andrew Gumley aufgrund ihrer Forschungen und klinischen Erfahrungen berichten.

Scheidungen bedeuten für Kinder in der Regel eine große Belastung ihres Bindungssystems. Besonders Kleinkinder können solche Erfahrungen nur mit Hilfe kompetenter Erwachsener, die ihnen Schutz und Sicherheit geben, gut verarbeiten. Die hierzu bestehenden Forschungsergebnisse werden von Inge Bretherton (mit Tim Page, Angel Gullon-Rivera, Vicky Lenzlinger, Kristine A. Munholland) anhand ihrer Grundlagenstudien und mit Bezug auf ihre hilfreichen Interventionsprogramme dargestellt.

Bindungsentwicklungen gestalten sich in verschiedenen Gesellschaften und Kulturen unterschiedlich. Transkulturelle Aspekte von Bindung und ihren Einfluss auf die kindlichen Entwicklungswege diskutieren Klaus und Regina Minde in ihrem Beitrag.

Die Bindungstheorie selbst und die Forschungsergebnisse aus Längsschnittstudien könnten besonders für Adoptiv- und Pflegekinder sowie ihre Eltern von großer Bedeutung sein. Miriam Steele konnte ihr Wissen aus der Grundlagenforschung zur Bindungsentwicklung in einem einmaligen Modellprojekt auf die Auswahl von Pflege- und Adoptiveltern anwenden und stellt die hieraus gewonnen beeindruckenden Ergebnisse dar.

Karl Heinz Brisch beschreibt abschließend die Zusammenhänge zwischen der dyadischen Bindungsentwicklung, der Gruppenbindung sowie einer individuellen Psychopathologie und gesellschaftlichen Entwicklungen. Die Chancen und Möglichkeiten einer frühzeitigen Prävention, Begleitung, Beratung und Psychotherapie zur Verhinderung von psychopathologischen Auffälligkeiten werden von ihm abschließend mit Bezug zur Fremdbetreuung von Kindern anschaulich erläutert.

Alle Beiträge zusammen ergeben einen umfassenden Überblick darüber, welche Chancen und Risiken sowohl familiäre Bedingungen als auch gesellschaftliche Prozesse, die auch durch politische und kulturelle Gegebenheiten beeinflusst werden, auf die emotionale Entwicklung von Kindern und Eltern haben können. Auf dem Boden der Grundlagenforschung und der verschiedenen Längsschnittstudien werden psychotherapeutische Hilfestellungen sowie Wege zur Begleitung und Beratung von Eltern und Kindern eindrücklich aufgezeigt.

**Fünzig Jahre Bindungstheorie:
Der lange Weg der Bindungsforschung zu neuem Wissen
über klinische und praktische Anwendungen**

Die Besonderheit der Bindungstheorie im Rahmen
der traditionellen Psychologie¹

Die Bindungstheorie ist heute sowohl in der Entwicklungspsychologie als auch in der klinischen Psychologie fest verankert. Bindungsbedürfnisse, Bindungsgefühle und damit verbundene Sehnsüchte, Konflikte und unerfüllte Wünsche haben für die meisten von uns eine bemerkenswerte, auch intuitive Bedeutung.

Die empirische Bindungsforschung hat vielen Menschen einen unmittelbar einleuchtenden Zugang zum eigenen Werden und Wesen ermöglicht und neue Fragen in Bezug auf ihr Selbstverständnis geweckt. Danach hatte die psychologisch interessierte und reflektierende Menschheit schon lange gesucht. Platon beschreibt bereits vor etwa 2350 Jahren in den *Nomoi*, wie Kleinias dem Athener erklärt, dass Wärterinnen erforschen, was ein Säugling braucht, wenn er weint, und dass er aufhört zu weinen, wenn sie sein Bedürfnis befriedigen. Er stellt eine Frage, die auch in der heutigen Bindungsforschung im Mittelpunkt steht: »Wie nun? Wenn jemand die drei Jahre hindurch mit Anwendung aller Mittel versuchen wollte, soweit er es vermag, zu bewirken, daß das von uns Aufzuziehende an Schmerzen und Befürchtungen und allem Leid so wenig wie möglich erfahre, glauben wir nicht, daß er dann die Seele des Aufzuziehenden wohlgemuter und heiterer machen werde?« (Platon 1959, S. 162 [791e–792c]). Die Antwort der heutigen Bindungstheorie ist eindeutig »Ja«, und die längsschnittliche Bindungsforschung – unsere eigene (K. Grossmann & K. E. Grossmann 2004) wie die vieler anderer (vgl. K. E. Grossmann et al. 2005) – bestätigt das in vielerlei Hinsicht.

Historischer Rückblick

Im ersten psychologischen Roman der Literaturgeschichte, dem *Anton Reiser* von Karl Philipp Moritz (4 Bde., 1785–90, Bd.5 posthum 1794), offenbarte sich die beschriebene Sehnsucht auch in dem Bemühen um Einsicht in die eigenen miserab-

len Lebenserfahrungen. In diesem Roman wurden die Gefühle, die mit Trennung, Verlust, Erniedrigung und Ausbeutung verbunden sind, erstmalig und in literarisch unerreichter Form dargestellt (Moritz 1987). Das in der gleichen Epoche über 10 Jahre von Dichtern und Philosophen herausgegebene *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* (Moritz 1783–1793) war sicht- und lesbares Ergebnis solchen Verlangens.

Zahlreiche vergleichbare Gedanken fanden sich in der Psychoanalyse von Sigmund Freud wieder. Freud entwickelte zugleich eine auch zeitgebundene Theorie über menschliche Entwicklung zwischen libidinösem Drängen und kulturellen Zwängen. Psychoanalytisches Denken führte nicht nur in Europa zu einer kulturell äußerst einflussreichen Theorie über die menschliche Psyche. Sie war eine großartige geistige Schöpfung, aber sie wurde nicht durch systematische empirische Untersuchungen untermauert.

John Bowlby, selbst ausgebildeter Psychoanalytiker, entwickelte die *Bindungstheorie* im Geiste psychoanalytischer Fragen. Er begann die Bindungstheorie von den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts an zu formulieren und veröffentlichte sie schließlich in drei Bänden mit den Titeln *Bindung* (1969; dt. 1975; Überarbeitung 1982), *Trennung* (1973; dt. 1976) sowie *Verlust, Trauer und Depression* (1980; dt. 1984). Das Wichtigste war Bowlbys Frage: Waren die psychoanalytischen Antworten wahr, und wie konnte ihre Wahrheit überprüft werden, um die wichtigen Fragen empirisch richtig zu beantworten? Und hatten die frühen Erfahrungen mit Müttern tatsächlich die von der Psychoanalyse behaupteten Einflüsse auf das spätere Wesen des Erwachsenen? Die akademische Psychologie nahm Bowlby, vermutlich wegen seiner Affinität zur Psychoanalyse, kaum wahr, obwohl er gerade mit der Bindungstheorie den Schritt aus der Psychoanalyse heraus zum naturwissenschaftlichen Anspruch auf Überprüfung, Nachweis und Beleg, also auf Daten, vollzog (Bowlby 1980/2003).

Das war die eine Seite. Die andere war: Wie will man Daten herbeischaffen, wenn es bisherige Denkgepflogenheiten nicht zulassen? Die klassische Psychologie bewegte sich oft – und tut dies auch heute noch – eher in Vorstellungsbereichen von Kraft und Energie und befasste sich methodisch mit unabhängigen und abhängigen Variablen im Experiment, in der Tradition von Fechner, Herbart und von Helmholtz. »Unter dem Eindruck der Art und Weise, wie die Physiker den Begriff der Energie handhabten, sowie des Prinzips von der Energieerhaltung behauptete Helmholtz, in der Wissenschaft als Ganzes müssten reale Ursachen als eine Art ›Kraft‹ betrachtet werden...« (Bowlby 1984, S. 29 f.). Bereits Wilhelm Wundt, ein anderer der einflussreichsten Psychologen des 19. Jahrhunderts, hatte nach langen Jahren experimenteller Forschung versucht, eine enge, an die damalige Physiologie

gebundene Psychologie durch eine am menschlichen Geist orientierte Völkerkunde, also eine geistig-kulturelle Psychologie, zu ergänzen. Dies wurde aber praktisch während des gesamten 20. Jahrhunderts ausgeblendet, so als ob es solch frühe Einsichten nie gegeben hätte (vgl. Jüttemann 2006).

In der Bindungstheorie, die er als eine profunde moderne Entwicklungspsychologie adaptiver Lebensvorgänge konzipierte, ersetzte Bowlby diese für die menschliche Entwicklung unangemessenen physikalistischen Dogmen durch eine verhaltensadäquatere, teils an der Evolutionstheorie von Charles Darwin (1859), teils an handlungs- und steuerungstheoretischen Entwürfen – z. B. dem von Miller, Galanter & Pribram (1973) – orientierte Theorie. Er führte Begriffe wie »Steuerung von Verhaltenssystemen«, »Information«, »negative Rückkoppelung«, »Homöostase«, »Verhaltensstrategien« und »Pläne« in die Entwicklungspsychologie ein (Bowlby 1984, S. 32). Damit werden Vorstellungen über direkte Einflüsse isolierter (»Kräfte«-) Variablen durch komplexe Handlungs- und Planungsgefüge, die gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen arbeiten, ersetzt. Eine solche neue Orientierung war für das Erforschen und Verstehen individueller Entwicklungsverläufe notwendig und angemessen.

Trotzdem überzeugte das nicht jeden, war doch die bestehende Vergleichende Psychologie unter dem Einfluss des Behaviorismus bis dahin in zahlreichen Bereichen sehr erfolgreich gewesen (Hinde 1973). Sie hatte, vor allem in den USA, den Status einer »exakten Wissenschaft« erreicht, gerade weil sie »objektiv« und »experimentell« arbeitete. Sie hatte eine ungeheure Menge von Daten über das Verhalten von Affen, Hunden, Katzen, bis hin zu Plattwürmern, meist aber Laborratten und Labortauben produziert. Die Lebensräume der Versuchstiere waren äußerst eingeschränkt und bestanden nur aus Käfigen und solchen berühmt gewordenen Geräten wie Laufbahnen (runways), Labyrinthen, Problemlöse-Kisten (»Puzzlebox« von Thorndike), Skinner-Boxen zum Konditionieren – mit unterschiedlichen Belohnungsfolgen – und manchem mehr. Die Tiere konnten dort nur tun, was ihnen die nicht evolutionsbiologisch orientierten Konstrukteure der Apparate ermöglichten. An Untersuchungen über biologisch erklärbare Anpassungsleistungen, die über den Rahmen solcher Geräte hinausgingen – gar bis in artspezifische ökologische Nischen oder natürliche Habitate –, wurde kaum gedacht.

Dies war das Thema der damals jungen Ethologie, der biologischen Verhaltensforschung, die im Gegensatz zur »behavioristischen« Tierforschung stand. Niko Tinbergens Buch über instinktives, im Laufe der Stammesgeschichte artspezifisch genetisch programmiertes adaptives Verhalten in natürlichen Umwelten, in denen Selektion stattfand (Tinbergen 1966), war ein Meilenstein in der biologischen Naturforschung. In der Psychologie blieb es weitgehend ohne Echo. Ebenso wie

Wundts Kulturforschung 50 Jahre zuvor wurde auch Tinbergens Naturforschung von der etablierten Psychologie, auch der Vergleichenden, weitgehend ignoriert.

Unsere eigenen Erfahrungen mit einem Zeitgeist, der es der Bindungstheorie schwermachte, noch lange bevor wir selbst John Bowlby und Mary Ainsworth (siehe unten) entdeckten, waren prägend. Ich hatte ein Fulbright Stipendium erhalten und war 1961 zum Studium behavioristischer Psychologie nach New Mexico, dann von 1962 bis 1965 nach Arkansas, USA, gegangen. Mit einigem Zweifel musste ich mich damals als Doktorand in stark behavioristisch geprägten Experimenten der Suche nach allgemeinen Lerngesetzen über Reize und Reaktionen widmen (Pawlow, Hull, Guthrie, Skinner usw.) und über Anreize (»Stimuli«) und die damit zeitlich (»contiguity«) verbundenen Reaktionen (»responses«) forschen. Routinemäßig wurden die Laborratten übrigens auf 80 % ihres Normalgewichts abgehungert, damit sie in den für sie konzipierten Geräten mit Nahrungsbelohnung »zuverlässig« funktionierten.

Wie eine Erlösung erschienen eines Tages zwei »Rebellen« aus Arkansas: Marian und Keller Breland, zwei ehemalige Assistenten von B. F. Skinner, damals in Minnesota. Sie hatten in einem Simulationsgerät Tauben dazu dressiert, durch Picken auf ein Fadenkreuz Bomben zu Kriegsschiffen zu steuern. Das Projekt war allerdings durchgefallen. Die Brelands gründeten daraufhin eine kommerzielle Tierdressur in ihrem Heimatort Hot Springs, Arkansas. Sie dressierten Tiere für Tiershows, TV-Werbespots und für ihren eigenen IQ-Zoo. Dabei übertraten zahlreiche Tiere der von den Brelands dressierten domestizierten Tierarten außerhalb der Skinnerbox, unter eingeschränkten Freilandbedingungen, die Skinner'schen Regeln. Schweine wühlten etwa den Grund auf, vermutlich auf der instinktiven, jedenfalls nicht andressierten Suche nach Wurzeln und Engerlingen, Hühner scharrtten auf dem Wege zur Belohnung, vermutlich auf der Suche nach Körnern, und wurden auf glatten Unterlagen zu »tanzenden Hühnern«. Kaninchen sollten, als Showeffekt, liebestoll erscheinen. Dazu traktierten sie ein Manipulandum, eine Kaninchenattrappe, in rascher Folge mit der Schnauze und wurden zum »kissing bunny«, indem sie auf diese Art die Attrappe angingen; diese bekam dann aufgrund des »Ansturms« des vermeintlichen ungestümen Liebhabers einen »roten Kopf« – die Innenbeleuchtung der Attrappe signalisierte dem dressierten Tier die Verfügbarkeit von Futter. Waschbären konnten ihre »tokens« – Münzen, für die sie, wenn sie diese in ein Loch einwarfen, Futter bekamen – nicht loslassen, weil ein solches Verhalten am Bach, in ihrer natürlichen Umgebung, wohl zum Verlust ihrer Beute geführt hätte.

Mit ihren Versuchen machten Marian und Keller Breland eine breite, an Psychologie interessierte Öffentlichkeit auf artspezifisches Verhalten aufmerksam, das sich

selbst bei künstlich anmutenden Dressuren offenbarte. Als kleinen Seitenhieb auf Skinners Hauptwerk *The behavior of organisms* veröffentlichten Breland & Breland (1961) ihre Beobachtungen unter dem Titel *The misbehavior of organisms* (vgl. auch Breland & Breland 1966).

Mit Marian und Keller Breland wurden damals aus heutiger – und vor allem aus verhaltensbiologischer – Sicht sehr naive Fragen diskutiert. Eine davon lautete: Karnivore Katzen müssen ihre Beute im Auge behalten, sonst laufen ihnen in der Natur »die Mäuse weg«. Laufen sie deshalb in einer langen, geschlossenen Laufbahn mit einem Futtertrog an einem Ende und einem Hebel am anderen Ende, den sie drücken müssen, um Futter in den Trog zu befördern, schneller hin zum Futter als weg davon und hin zum Hebel? Herbivore Kaninchen, denen in der Natur ihr Futter nicht wegläuft, müssten dagegen im Vergleich zu den Katzen in beide Richtungen gleich schnell laufen (K.E. Grossmann, 1967, 1968). Die Daten belegten es überdeutlich: Katzen laufen in solchen Fällen – im Vergleich zu Kaninchen – wesentlich schneller zum Futtertrog als zum Hebel.

Solche Untersuchungen halfen damals, die Kluft zwischen biologischer und »ingenieurhafter« Verhaltensforschung offenzulegen und zu überwinden. Dies erklärt auch, wie stark Bowlbys evolutionsbiologisch begründete, verhaltensbiologisch ausgerichtete Bindungstheorie als unwissenschaftlich und als »naturalistisch« – wobei dieser Begriff abwertend gemeint war – abgelehnt wurde, wenn sie überhaupt zur Kenntnis genommen wurde. Klinische Theorien, die zwar auf therapeutischen Erfahrungen beruhten, die aber keinen Anspruch darauf erhoben, durch systematische Überprüfung verifiziert zu sein, gab es ja in der Tat nicht selten. Wohl vor allem deshalb hatte die Psychoanalyse in der akademischen Psychologie traditionell keinen guten Ruf. Der Gipfel der Ironie in der Geschichte der Bindungsforschung war übrigens, dass Bowlby von einigen seiner psychoanalytischen Kollegen – Anna Freud, René Spitz und Ernest Jones – als »Behaviorist« abgelehnt wurde, weil er nach Verhaltensbeobachtungen verlangte und sich auf daraus gewonnene Daten berief, statt sich auf Fantasien seiner Patienten zu konzentrieren (Holmes 2002).

Die Rettung aus dieser Misere kam für Bowlbys Bindungstheorie und die empirische Bindungsforschung durch Mary Ainsworth. Sie hatte ihren Mann nach Uganda begleitet, der dort eine Stelle an der Universität erhielt. Dort beobachtete sie Mütter mit ihren Kindern, meist im Freien, auch Väter. Selbst sie glaubte an Bowlbys Bindungstheorie zunächst nicht, obwohl sie zwei Jahre mit ihm in seiner Londoner Forschungsgruppe gearbeitet hatte. Ainsworth suchte gemäß dem Zeitgeist der geschilderten Tradition nach Mechanismen sozialen Lernens – Verhaltensänderungen als Folge von Nachahmung, Belohnungen und Bestrafungen –, und

zwar im Rahmen der sozialen Lerntheorie von Albert Bandura. Erst allmählich erkannte sie das Potential der Bindungstheorie, auch die Bedeutung der Bindung kleiner Kinder zu ihren Vätern, obwohl diese oft abwesend waren. Es dauerte allerdings 11 Jahre, bis sie aus der Fülle ihrer Beobachtungen zur Formulierung prüfbarer Hypothesen gelangte (Ainsworth 1967). Diese verlangten nach Überprüfung und waren nachfolgend die Grundlage von Beobachtungen in 26 amerikanischen Familien in Baltimore. Dies war der eigentliche Startpunkt empirischer Bindungsforschung. Die Untersuchungen in Baltimore fanden sehr viel schneller Beachtung als die mühevollen Beobachtungen in Afrika. Selten hat eine einzige Untersuchung mehr und länger Aufmerksamkeit gefunden, die Entwicklungspsychologie und das klinische Denken und Arbeiten so stark beeinflusst wie gerade diese – sie hat seit nunmehr zwei Generationen Bindungsforscher in der ganzen Welt angeregt (Ainsworth et al. 1978).

Wir entdeckten die Anfänge der Bindungsforschung Ende der 60er Jahre am Zoologischen Institut von Bernhard Hassenstein an der Universität Freiburg. Nach der Rückkehr aus den USA wurde ich (Klaus E. Grossmann) dort wissenschaftlicher Assistent. Neben Untersuchungen mit behavioristisch konditionierten Honigbienen, die sich in gewisser Weise durchaus nach Skinner'schem Vorbild dressieren ließen, war es die neue wunderbare Erfahrung, Verhaltensbeobachtungen in einen evolutionsbiologischen Zusammenhang stellen zu können. Die Vorarbeiten zur *Verhaltensbiologie des Kindes* (Hassenstein 1973) hatten begonnen. Karin Grossmann hatte dafür die englischsprachige Forschungsliteratur recherchiert, u. a. die umfassenden empirischen Arbeiten von Harry Harlow. Diese waren z. T. strikt experimentelle Überprüfungen bestehender Hypothesen. Harlow verglich Rhesusaffen mit Menschenkindern, die von René Spitz und Käthe Wolf in Kinderheimen beobachtet wurden, wo sie ohne ihre Mütter untergebracht waren und verkümmerten (vgl. dazu Blum 2002).

Wir hatten darüber hinaus das Glück, mit Konrad Lorenz, dem berühmtesten deutschsprachigen Verhaltensforscher, der 1973 den »Nobelpreis für Physiologie oder Medizin« – so der offizielle Name des Preises – erhielt, Beobachtungen des Rangordnungsverhaltens an Graugänsen durchzuführen. Dazu wurde mit schweren Steinen, die wir ins Hochmoor des Max-Planck-Instituts für Verhaltensphysiologie Seewiesen mittrugen, ein neuer, für die Tiere fremder Teich geschaffen, in den sie Lorenz mit einer Sprechdüte von ihrem kleinen Heimatsee her zu sich rief. Nachdem sie im neuen, für sie fremden Teich gelandet waren, stellten sie innerhalb von etwa 20 Minuten ihre Rangordnung wieder her. Ein solches Verhalten zeigen sie nicht im heimischen Territorium, weil dort die Rangordnung bereits festgelegt ist.

Die »Fremde Situation«

Mary Ainsworth hatte sich nach ihrer Rückkehr aus Uganda nach Baltimore, USA, Ende der 60er Jahre, für die von ihr zu Hause mit ihren Müttern beobachteten einjährigen Kinder eine »Fremde Situation« ausgedacht. Einjährige Kinder wurden in ein für sie fremdes Spielzimmer in der Universität gebeten, wo sie durch eine Einwegscheibe beobachtet wurden. Den Kleinkindern wurden in dieser »Fremden Situation« auch noch zwei kurze Trennungen von ihren Müttern zugemutet. Dabei zeigte sich, ob ein Kleinkind bereits im ersten Lebensjahr gelernt hatte, sich nach kurzem Trennungsschmerz auf seine Mutter als »sicheren Hafen« zu verlassen, und ob sie ihm als sichere Basis diene, um von ihr aus intensiv zu explorieren und eine fremde Umwelt zu erforschen. Kinder verhalten sich zu Hause, in ihrer eigenen, vertrauten Umgebung, anders und zeigen nicht ihre Verhaltensstrategien im Umgang mit Trennung und späterer Wiedervereinigung. Dies kann nur in einer fremden Umgebung beobachtet werden. Nach unseren Erfahrungen mit Konrad Lorenz und seinen Graugänsen leuchtete uns das unmittelbar ein.

Die Fremde Situation diene zur empirischen Überprüfung der zu Hause beobachteten Unterschiede in der Feinfühligkeit mütterlichen Verhaltens gegenüber den Säuglingen während des ersten Lebensjahres im Labor. Darauf gehen die klassischen Bindungskategorien *sicher* (Typ »B«), *unsicher-vermeidend* (»A«) und *unsicher ambivalent* (»C«) zurück (K. E. Grossmann & K. Grossmann 2003). Sie wurden später durch Merkmale von Desorganisation (»D«) ergänzt (Hesse & Main 2002; K. Grossmann & K. E. Grossmann 2004).

Als prognostisches Instrument war die Fremde Situation allerdings von Ainsworth nicht geprüft worden. Trotzdem haben zahlreiche Forscher sie so verwendet, als wäre sie ein geprüftes prognostisches Instrument. Sie haben dabei auf die eigentliche ethologische Arbeit, nämlich die Beobachtung des Wechselspiels zwischen kindlichen Ausdrucksbewegungen und den mehr oder weniger prompten und angemessenen Reaktionen potentieller Bindungspersonen, verzichtet. Bei dem damit verbundenen Zeit- und Arbeitsaufwand ist das verständlich, trotzdem aber bedauerlich. Bowlby war übrigens davon überzeugt, dass es viel zu früh sei, im Alter von 12 Monaten weitreichende Prognosen über die weitere persönliche Entwicklung der Kinder abzugeben (Bowlby 1982, S. 349).

Die ethologische Orientierung der Bindungsforschung

Die größte Herausforderung für die traditionell empirisch-vergleichende und experimentelle Verhaltensforschung brachte sicher die ethologisch notwendige Orientierung der Bindungsforschung mit sich. Diese ist naturwissenschaftlich am artspezifisch angepassten Verhalten von Lebewesen orientiert, die sämtlich mehr oder weniger lange naturgeschichtliche, evolutionär bedingte adaptive Veränderungsprozesse durch genetische Selektion erfahren haben. Die evolutionsbiologisch orientierte Bindungsforschung musste gleich zwei traditionelle Vorurteile überwinden, ein inhaltliches und ein methodisches. Das inhaltliche betraf die jahrzehntelange theorielose Annahme vom in jeglicher Hinsicht unbedarften Säugling, der gleichsam »unbeschrieben«, als leeres Blatt – die »tabula rasa« (wörtl.: »abgeschabte Schreibtafel«) John Lockes – auf die Welt kommt: wahrlich eine unaufgeklärte Epoche der Psychologie! Allmählich wurde belegt, dass der Säugling höchst komplex und auf natürliche Weise für den lebensnotwendigen Aufbau individueller Bindungsbeziehungen von Geburt an »kompetent« ist (Stone et al. 1974). Das ist heute eine Binsenweisheit (Hrdy 2005). Das methodische Vorurteil betraf die bereits kritisierte Forschung, die auf vor-definierte Variablen angewiesen war und die es sich leistete, auf ausdauernde Beobachtungen in komplexen Umwelten zu verzichten.

Meine eigene Verblüffung war immens, als mich 1965 Bernhard Hassenstein während meines Bewerbungsvortrags um eine Assistentenstelle in der Zoologie unterbrach, in dem ich mühevoll um A-priori-Definitionen von Motivationen rang, die dem Verhalten von Tieren zugrunde liegen. Er sagte: »Definieren können Sie, nachdem Sie geforscht haben und wissen, worüber Sie sprechen.« Das war in meinem psychologischen Werdegang bislang unerhört gewesen! Was er meinte, war für John Bowlby ebenso wie für jeden Naturforscher selbstverständlich: Man schaue erst, formuliere mit geistiger Anstrengung mögliche Deutungen oder Hypothesen über das Beobachtete, man prüfe dann rigoros, selbstverständlich experimentell, wenn immer möglich, und versuche sämtliche Hypothesen zu widerlegen, zu »falsifizieren«. »Jeden Morgen eine Lieblingshypothese zum Frühstück verzehren«, hatte Konrad Lorenz dazu gesagt. Das induktive Schöpfen von Hypothesen, Grundlage jeder Bindungsforschung, hatte ich als verachtenswertes Spekulieren zu vermeiden gelernt, weil es, wie jede induktive Schlussfolgerung, irrumsanfällig war. Die Möglichkeit zu Fehlschlüssen wurde so mit Unwissenschaftlichkeit gleichgesetzt. Ohne das Risiko eines solchen Irrtums aber gibt es keinen Erkenntnisfortschritt. So kamen Bindungsforscher schnell in den Ruf, »weiche« Psychologen zu sein, was geeignet war, ihr Prestige gegenüber den »harten«, experimentellen psychologischen Wissenschaften herabzusetzen. Längerfristig hat es jedoch

dazu geführt, dass ein profundes Verständnis menschlicher Entwicklung geschaffen wurde, das ohne ethologisches Erkunden kaum entstanden wäre. Heute ist eine solche diskriminierende Gegenüberstellung für beobachtende Naturwissenschaftler und Kliniker kaum noch vorstellbar, auch wenn sie selbst keine Ethologen sind.

Die Weitsicht Bowlbys zeigte sich vor allem in seinen Bemühungen, psychoanalytische Erkenntnisse über das Wesen des Menschen zu prüfen und, wenn nötig, zu falsifizieren. In Schriften wie »Mit der Ethologie heraus aus der Psychoanalyse: Ein Kreuzungsexperiment« (Bowlby 1980/2003) oder »Ethologisches Licht auf psychoanalytische Probleme« (Bowlby 1991a/2003) zeigte es sich deutlich. Es war diese neue Weise des Erkundens komplexer Verhaltensbeobachtungen, die Mary Ainsworth von der Sozialen Lerntheorie zur Bindungstheorie konvertieren ließ. Die geistige Erschaffung prüfbarer Hypothesen scheint manchmal lange zu dauern. Bei der Fülle der Interpretationsmöglichkeiten ist das durchaus nachvollziehbar. Wir kennen das aus der – im Vergleich zu Mary Ainsworth – noch längeren »Inkubationszeit« bei Charles Darwin: Nach der Rückkehr von seiner Weltreise auf der Beagle vom Dezember 1831 bis 1836 dauerte es 23 Jahre, bis er 1859 die Evolutionstheorie publizierte, nachdem er zuvor seine Beobachtungen während der Reise ausgewertet, dann 1846 veröffentlicht und 1855 mit der Niederschrift der Evolutionstheorie begonnen hatte. John Bowlby war dem Denken von Charles Darwin auf das engste verbunden. Noch wenige Tage vor seinem Tod am 2. September 1990 hielt er die Druckfassung seines letzten Werks, eine Biografie über Charles Darwin, in seinen Händen (Bowlby 1990). Darin analysierte er Darwins psychosomatische Krankheiten in Verbindung mit dessen Trennungs- und Verlusterfahrungen während der Kindheit – seine Mutter starb, als er acht Jahre alt war.

Mit der nötigen Distanz betrachtet, waren die Konsequenzen, die Mary Ainsworth aus ihren Freilandbeobachtungen in Uganda gezogen hatte, der eigentliche Durchbruch bindungstheoretischen Forschens. Dies hatten Bowlby und Ainsworth in ihrem gemeinsamen Beitrag formuliert: »Ein ethologischer Zugang zur Persönlichkeitsentwicklung« (Ainsworth & Bowlby 1991/2003). Die Grundlagen waren die qualitativ beschriebenen und heute weithin bekannten »Bindungsverhaltensmuster, die vom Kind in der Interaktion mit seiner Mutter gezeigt werden« (Ainsworth 1964/2003). Die damalige Frage lautete: Wie entwickeln sich sichere, unsicher-vermeidende, unsicher-ängstliche bzw. ambivalente Muster und die erst später von Main, George und Solomon (Hesse & Main 2002) entdeckten und analysierten desorientierten und desorganisierten Merkmale, die heute eine kaum zu überschätzende Bedeutung in der klinischen Bindungsforschung erlangt haben?

Skalen, um das Verhalten der Bindungspersonen zu erfassen

Wer ethologisches Beobachten und Schlussfolgern in Kontext der Evolutionstheorie nicht gelernt hat, tut sich schwer mit dem Erfassen und Messen der Antworten von Bindungspersonen auf den mimischen, stimmlichen und gestischen Ausdruck von Säuglingen und Kleinkindern. In die Formulierung der drei wesentlichen Skalen, die Mary Ainsworth und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erstellt haben, um ihre Beobachtungen von 26 Müttern und ihren Säuglingen während des gesamten ersten Lebensjahres in Baltimore auszuwerten, ist profundes ethologisches Wissen eingeflossen. Hier zeigt sich die Stärke der Bindungsforschung und ihre Schwäche zugleich: Stärke, weil hier der empirisch belegbare Schlüssel dafür liegt, wie sich sichere und unsichere Bindungen bei kleinen Kindern notwendigerweise – aber nicht nur bei ihnen – entwickeln; Schwäche, weil eine Formalisierung und methodisch rigorose Ausbildung ethologisch unausgebildeter Forscher hinsichtlich der Qualität des optimalen Umgangs mit dem Ausdruck, den Signalen der Bedürfnisse des Säuglings unterblieben ist.

Die Fremde Situation dagegen, in der 12 bis 18 Monate alte Kinder nach zweimaligem kurzfristigem Trennungsstress auf die Qualität ihres Zugangs zu ihrer Bindungsperson hin beobachtet werden, kann mit Hilfe von Videodokumenten zuverlässig und kulturübergreifend trainiert werden. Sie hat aber die weit wichtigere und aufwendigere beobachtende Dokumentation der Entstehung unterschiedlicher Bindungsqualitäten in den Schatten gestellt. Die Fremde Situation wurde ursprünglich für traditionsverhaftete Forscher mit dem Wunsch nach schnellen Ergebnissen als »Test« für Bindungsqualitäten verwendet. Dafür war sie aber nicht konzipiert. Sie war, ethologisch betrachtet, lediglich ein Verfahren, um mögliche Auswirkungen eines unterschiedlichen Umgangs der primären Bindungsperson mit kindlichen Bedürfnissen im ersten Lebensjahr zu überprüfen (Ainsworth & Wittig 1969/2003).

»Sensitivity«, die angemessene externe Regulierung der Organisation der Gefühle des Säuglings, haben wir auf Deutsch »Feinfühligkeit« genannt. Sie ist die Fähigkeit (der Mutter), die Signale und Kommunikationen des Kindes richtig wahrzunehmen und zu interpretieren und auf sie angemessen und prompt zu reagieren. Die wichtigste Skala heißt vollständig »Feinfühligkeit versus Unfeinfühligkeit gegenüber den Mitteilungen des Babys«. In der klassischen Untersuchung in Baltimore enthüllten noch zwei weitere Skalen enge Zusammenhänge mit der Fähigkeit der Kinder am Ende des ersten Lebensjahres, sich von der Bindungsperson nach Trennungsstress trösten und beruhigen zu lassen, um, wie vor der Trennung, konzentriert und motiviert die Gegenstände des für sie fremden Spielzimmers

mers zu erkunden: »Zusammenspiel versus Beeinträchtigung« und »Annahme versus Zurückweisung des Kindes« (vgl. K. E. Grossmann & K. Grossmann 2003, S. 411–440).

Die Qualität der mütterlichen Feinfühligkeit wurde von Ainsworth et al. (1974/2003) 16-mal, jeweils zwischen drei und fünf Stunden lang, zu Hause in den Familien beobachtet, protokolliert und in Schätzwerte übertragen. Ainsworth klärte 50 % der gemeinsamen statistischen Varianz zur Vorhersage der Bindungssicherheit des Kleinkindes auf. Das ist ein sehr großes Vorhersagepotential. In unserer eigenen Replikation (K. Grossmann et al. 1985) – ohne diese wäre es schwer gewesen, zu beweisen, dass in Deutschland die gleichen Zusammenhänge bestehen wie in den USA – beobachteten wir Babys im Alter von 3, 6, und 9 Monaten über jeweils etwa 2 Stunden und klärten so immerhin noch beachtliche 25 % der Varianz auf. Elizabeth Meins (1999) in England konnte die von ihr aufgeklärte Varianz verdoppeln, als sie das Wissen der Mütter über ihre kleinen Kinder und ihr Einfühlungsvermögen berücksichtigte. Letzteres spiegelte sich darin, was die Mütter über die Wünsche, Absichten und das Denken ihrer Kinder sagten, und in der Art, wie sie es sagten.

Für die Bindungsentwicklung mit der primären Bindungsperson ist Folgendes wichtig: Welche Reaktionen lernt das Kleinkind im Zusammenhang mit seinen negativen Gefühlen? Wie werden sie von außen reguliert? Die Beobachtung von Spielsituationen reicht nicht aus, um feinfühlig konstruktive, positive Formen des Umgangs, z. B. bei Trennungsleid, Ärger und Enttäuschungen, zu entdecken. Dies wird besonders dann wichtig, wenn es um das Verstehen verschiedener Qualitäten des Aufbaus neuer Beziehungen von Kindern mit vor allem unsicheren Bindungserfahrungen geht, Beziehungen, die sich zu neuen Bindungspersonen, z. B. Tagesmüttern, Erzieherinnen in Kindertagesstätten, Lehrern in Grundschulen, entwickeln (Geddes 2006; siehe auch ihren Beitrag in diesem Band).

Das Konzept der Feinfühligkeit, des Zusammenspiels und der Annahme ließ sich in unseren eigenen Langzeituntersuchungen hervorragend auch auf Interaktionen älterer Kinder mit ihren Bindungspersonen übertragen. Wenn z. B. ein älteres Kind zu erkennen gibt, dass es eine Antwort in einer verunsichernden Situation oder auf eine sprachlich noch unklar formulierte Frage erwartet, dann lässt sich durch gut erarbeitete Kriterien auf einer Skala mit unterschiedlichen Bewertungskriterien sehr wohl abschätzen, ob eine Antwort im Sinne des Kindes mehr oder weniger feinfühlig war. Das Prinzip Feinfühligkeit lässt sich bis in die interaktiven Diskursanalysen Jugendlicher und erwachsener Kinder hinein verfolgen und anwenden (K. Grossmann & K. E. Grossmann 2004).

Mangelnde Feinfühligkeit führt im Kleinkindalter immer dann zu Bindungsunsicherheit, wenn die dabei geweckten negativen Gefühle ein Verstehen der

Umstände und möglicher Lösungen verhindern. Ein selektives Ignorieren der Bindungswünsche des Kindes kann unter Belastung, wenn das kindliche Bindungssystem aktiviert ist, zu Vermeidungsverhalten gegenüber den Bindungspersonen führen. Unzuverlässige, unvorhersagbare mütterliche Reaktionsmuster führen zu einer »Angstbindung«. Widersprüchliche Reaktionsmuster führen zu Desorientierung. Häufig wechselnde Betreuung und Vernachlässigung führen zu Bindungslosigkeit. Im ersten Lebensjahr anhaltende Unfeinfühligkeit verhindert die Organisation der Gefühle und der Intentionen. Im Krabbelalter ist Feinfühligkeit Voraussetzung für die Organisation der Gefühle auf die Bindungsperson als sichere Basis hin, die das Kind für seine Exploration, für ein Sprechen über Absichten, Gefühle und Folgen und für das Erlernen einvernehmlicher Lösungen braucht. Die Bindungsperson als »sicherer Hafen« bei Leid ist Voraussetzung dafür, dass sich beim Kind das Bewusstsein entwickelt, dass es von der Bindungsperson Trost und Beruhigung erfährt. Im Schulalter ist Feinfühligkeit weiterhin Grundlage einer sicheren Basis und der Unterstützung von schulischem und formalem Lernen. Im Jugendalter zeigt sich die Feinfühligkeit der Bindungspersonen in wohlwollender Offenheit gegenüber oft pubertätsbedingten und emphatisch eigensinnigen, gelegentlich aber auch noch unreifen Standpunkten.

Die Bedeutung des Vaters

Während die mangelhafte Formalisierung der Messung von Feinfühligkeit eine – noch immer bestehende – Schwäche in der empirischen Bindungsforschung ist, war die Vernachlässigung des väterlichen Einflusses auf die Bindungsentwicklung eine kaum zu rechtfertigende Unterlassung. Außerhalb der Bindungsforschung hatten sich prominente Forscher, z. B. Michael Lamb (2004) oder Ross Parke (Parke et al. 2004), schon lange um die Rolle des Vaters bei der kindlichen Entwicklung bemüht, aber in der Bindungstheorie von John Bowlby spielte der Vater nur als »sekundäre« Bindungsperson eine Rolle. Das ließ sich allerdings nur so lange aufrechterhalten, wie man das balancierende Hin und Her von Kindern in der Fremden Situation nur als auf die Nähe der Bindungsperson gerichtetes Verhalten begriff. Das Kind muss sich dabei, nach der Rückkehr der Bindungsperson nach kurzer Trennung, entscheiden, ob es sein Trennungsleid mit Hilfe der Bindungsperson oder allein zu bewältigen versucht. In sicheren Bindungen kann das Kind hinreichend getröstet werden, und wenn die emotionale Erregung hinreichend abgeklungen war, dann spielte es wieder.

Ethologische Beobachtungen von Vätern im Zusammenspiel mit ihren Kindern führten uns jedoch zu einer weitergehenden Hypothese, die es kritisch zu unter-

suchen galt: Während bei den Müttern vor allem ihre Feinfühligkeit für das Bindungsverhalten ihrer Kinder von langfristiger Bedeutung war, schien in Bezug auf die Väter die Qualität feinfühlig herausfordernden Spielverhaltens eine vergleichbare Bedeutung zu haben (Kindler & K. Grossmann 2004). Das hieß: Sämtliche Verhaltensweisen in den Bereichen *Bindung* und *Exploration* mussten für Mütter und Väter beobachtet werden, um herauszufinden, ob sich hier statistisch signifikante Unterschiede für die weitere Bindungsentwicklung der Kinder nachweisen ließen. Das war der Fall. Die väterliche Spielfeinfühligkeit, die im Alter des Kindes von 2 Jahren systematisch beobachtet wurde, beeinflusste die weitere Bindungsentwicklung der Kinder, bis hin zur Wertschätzung von Bindung und Partnerschaft mit 20 und mit 22 Jahren. Der Einfluss war in seiner Stärke den Auswirkungen mütterlicher Feinfühligkeit als Antwort auf die Bedürfnisse der Kinder nach körperlicher Nähe und Beruhigung vergleichbar. Als wesentlicher Beitrag der Väter für eine sichere Bindungsentwicklung ihrer Kinder erwies sich die feinfühligkeitsgeleitete Ermutigung spielerischen Erkundens trotz emotionaler Verunsicherungen. Entsprechend waren – ebenso wie uneinfühligkeitsgeleitete Mütter – Väter, die das Spiel ihrer Kinder nicht unterstützten oder es gar beeinträchtigten und verunsicherten, für ihre Kinder eine schwere Hypothek. Dies zeigte sich noch deutlich, als die Kinder 20- und 22-jährige Erwachsene geworden waren (K. Grossmann & K. E. Grossmann 2004).

Die Bindungstheorie hat in den über 50 Jahren ihres Bestehens vielfältige Formen der Erweiterung ihrer Erkenntnisse erfahren. Genauso wenig wie die unterschiedlichen Bindungsqualitäten in der Fremden Situation waren unterschiedliche Bindungseinflüsse von Müttern und Vätern von der Bindungstheorie vorhergesagt worden. Bernhard Hassensteins Frage war auch in der Bindungsforschung berechtigt: Wie kann man etwas wissen oder gar definieren, bevor man geforscht hat? Die Offenheit der Bindungstheorie und ihre beobachtende Orientierung erlaubt die Entdeckung von Zusammenhängen, die man sich ohne Beobachtungen kaum vorstellen könnte.

Bedingungen psychischer Sicherheit: Erkenntnisse aus Langzeituntersuchungen

Die Bindungstheorie ist nicht nur eine offene Theorie, die es ermöglicht, in einem naturwissenschaftlichen Rahmen neue Zusammenhänge zu entdecken. John Bowlby, der 1989 an der Universität Regensburg einen Ehrendoktor erhielt, war überrascht und erfreut, dass die Entwicklungspsychologie seine Bindungstheorie in prospektiven Forschungen bis zum Erwachsenenalter verwendete (Grossmann 1990). Die

Bindungstheorie ist in erster Linie eine Theorie, die sich auf die Entwicklung von Individuen bezieht; in diesem Sinne ist sie ideographisch. Sie dient dem Kliniker, der sich ein Bild von bindungsrelevanten, die Persönlichkeit formenden Erfahrungen seiner individuellen Patienten machen muss, um wirkungsvoll helfen zu können. Um aber brauchbare Hypothesen nach den Regeln empirischer Forschung zu finden, müssen Gruppen von Kindern mit unterschiedlichen Bindungserfahrungen verglichen werden. Das geschieht nach normativen Forschungsregeln; die Bindungsforschung ist dann nomothetisch (K. E. Grossmann 1988). Das vorrangige inhaltliche Ziel der Bindungsforschung ist deshalb, positiv formuliert, herauszufinden, unter welchen Bedingungen Personen eher psychische Sicherheit entwickeln. Was ist erforderlich, damit eine Person am ehesten ohne gravierende Probleme ihr Leben meistert, ohne dabei durch Problemvermeidung und falsche Wahrnehmungen eingeschränkt zu werden? Welche mentalen Verstrickungen lassen sie keine Einsichten und Lösungen finden oder gar desorganisiert mit Dissoziation, Borderline-Symptomen oder anderen klinischen Auffälligkeiten auf schwerwiegende Belastungen im Leben reagieren (Lyons-Ruth 2008; Fonagy et al. 2004)? Unsicherheit schränkt eine Person bei der Bewältigung ihrer Gefühlskonflikte ein und lässt sie eher schematisch und unflexibel reagieren. Sicherheit dagegen ermöglicht gedankliche Vielfalt und wirklichkeitsbezogene, zur Reflexion fähige Fantasie. Dieses Wissen erzeugt ein enormes Potential für Prävention, das vor jeder Therapie durch Erziehung erschlossen werden kann, z. B. durch eine bindungsbezogene Bildung in Kindergarten und Grundschule (Becker-Stoll & Textor 2007; K. E. Grossmann & K. Grossmann 2006) und eine bindungspsychologische Elternschulung (Sunderland 2007). In unseren eigenen Forschungen haben wir deshalb vor allem die gesunde Seite der Bindungsentwicklung betont und nach den Bedingungen der Entwicklung psychischer Sicherheit gesucht (K. Grossmann & K. E. Grossmann 2004).

Psychische Sicherheit erwächst aus einer flexiblen, den Anforderungen angemessenen Organisation der Gefühle und des Wissens, auf einer kritischen und klar formulierbaren Bewertung vergangener und gegenwärtiger Bindungsbeziehungen mit Eltern und/oder Partnern. Beides wird bereits früh, aber vor allem auch während der »Jahre der Unreife«, also von der Geburt an und bis zum reifen Erwachsenenalter, durch Interaktion mit Bindungspersonen gelernt. Dies lässt sich u. a. auch durch physiologische Analysen des Stresshormons Cortisol nachweisen. Psychisch sichere Kleinkinder, die in der Fremden Situation während der Trennung weinend nach ihren Müttern rufen, zeigen dabei, im Gegensatz zu unsicher gebundenen Kindern, keinen Anstieg des physiologischen Stresshormons Cortisol. Der Cortisolspiegel der sicher gebundenen Babys steigt trotz des Weinens nach Mutter oder

Vater nicht an, weil, wie wir meinen, solche Kinder bereits den Erfolg ihres weinenden Rufens kennen. Sie wissen, dass Trost kommt. Die unsicher gebundenen Babys dagegen sind, je mehr sie weinen, desto mehr physiologisch gestresst (Spangler et al. 2002).

Die Vergleichende Psychobiologie von Bindung und Trennung hat sich von solchen anfänglichen Grundlagen her inzwischen rasant entwickelt und bereichert. Die Bindungstheorie konnte in vielfacher Weise durch die Neurowissenschaften, die Psychophysiologie, die Psychoimmunologie, die Psychosomatik, in der Verhaltensforschung und in der moderne Evolutionsbiologie bzw. Soziobiologie (Bauer 2007; vgl. den Beitrag von Katharina Braun in diesem Band) untermauert werden (vgl. Brisch & Hellbrügge 2008). In zahlreichen neueren Untersuchungen zeigte sich auch, dass sich physiologische Veränderungen während der Bindungsentwicklung auf verschiedenen Ebenen vollziehen: im Gehirn, im zentralen Nervensystem, bei zentralnervösen Funktionsunterschieden, im Hormonhaushalt und im Stoffwechsel, auf der Verhaltensebene, wie sie im Rahmen einer neo-darwinistischen Soziobiologie erforscht wurde (z. B. Voland 2000) und bis hinein in die Ontogenese kultureller Anpassungen, zwischen verschiedenen Kulturen und innerhalb ein und derselben Kultur (K. E. Grossmann & K. Grossmann 2007).

Bindungstheoretisch informierte klinische Gespräche über erinnerte Erfahrungen in Liebesbeziehungen wurden systematisiert und wissenschaftlich analysiert und auf ihre Bedeutung für die Entwicklung der Person hin analysiert. Schriftliche Aufzeichnungen von Gesprächen über Bindungserinnerungen und über Liebesbeziehungen lassen psychische Sicherheiten und Unsicherheiten erkennen. In solchen Gesprächen mit jungen Erwachsenen, die wir von der Geburt an über 22 Jahre untersucht haben, zeigen sich deutliche Zusammenhänge mit der mütterlichen Feinfühligkeit oder Unfeinfühligkeit, die sie gegenüber ihren Bedürfnissen als Kinder erfahren haben. Gleiche, wenn nicht stärkere Zusammenhänge zeigten sich mit einer feinfühlig herausfordernden Unterstützung kindlichen Spiels durch den Vater. Die genaue statistische Analyse des Einflusses der Eltern ergab aber auch, ebenso deutlich, gemeinsame Einflüsse beider Eltern auf die Bindungsentwicklung ihrer Kinder (K. E. Grossmann & K. Grossmann 2005; K. Grossmann et al. 2005). Dabei konnten wir Folgendes belegen: Wenn beide Eltern für ihre Kinder regelmäßig verfügbar sind, wenn sie deren Bindungs- und Erkundungsbedürfnisse feinfühlig, also prompt und angemessen, beantworten und mit ihnen kooperieren, dann äußern diese Kinder, wenn sie selbst erwachsen geworden sind, eine große Wertschätzung für Bindungen. Diese Wertschätzung erkennt man sowohl in einem klinischen Interview über ihre Erfahrungen in Liebesbeziehungen als auch im Bindungsinterview für Erwachsene über ihre eigenen Bindungserinnerungen an Fol-

gendem: Sie antworten sprachlich kohärent und inhaltlich beziehungsorientiert auf alle Fragen. Sie haben eine sichere Bindungsrepräsentation und sichere innere Arbeitsmodelle von sich und anderen. Sie versetzen sich wie selbstverständlich in die Lage anderer und können, wie einst ihre feinfühligsten Eltern, die Bedürfnisse anderer anstrengungslos aus deren Perspektive sehen. Sie verfügen über innere Arbeitsmodelle, die mit der Wirklichkeit übereinstimmen, die besonderen Menschen gegenüber zugewandt sind, die Bindungen wertschätzen und die eigene Bindungs- und Explorationsbedürfnisse zulassen. Sie können Hilfe annehmen und geben. Die Menschen mit unsicheren Arbeitsmodellen können das weniger gut oder gar nicht und sind damit, wie gesagt, in ihrem Leben recht eingeschränkt (K. E. Grossmann & K. Grossmann 2001a, b). Bindungsforscher in Europa und in den USA konnten damit Bowlbys theoretische Einsichten bestätigen und im Hinblick auf den Einfluss von Vätern erweitern.

Was konnten Kliniker aus der Bindungsforschung, aus der Wissenschaft von der Entwicklung psychischer Sicherheit nutzen? 50 Jahre Bindungsforschung haben zu zahlreichen Einsichten geführt. Ein Therapeut kann daraus lernen, dass er die Lernprozesse der Organisation von Gefühlen, der Klarheit der Sprache und der realitätsbezogenen Verwirklichung von Absichten bei psychisch unsicheren Patienten entweder neu gestalten oder völlig nachholen muss. Erst in einem solchen Rahmen können sich neue stimmige, kohärente Arbeitsmodelle für komplexe soziale Beziehungen ohne Verdrängungen und ohne verfälschte Wahrnehmungen entwickeln. Bindungs-Angst ist meist gleichbedeutend mit physiologischem Stress, und dieser unterbindet oft ein klärendes und lösungsorientiertes Denken, Planen und Handeln. Bei Interventionen bei belastenden Lebensbedingungen ist die langfristige Herstellung sicherer Bindungsbeziehungen wohl die größte Ressource individuellen Lebens. In schweren Fällen können zusätzliche, kumulative Belastungen psychische Einschränkungen so sehr steigern, dass eine völlige Ausweglosigkeit und Hilflosigkeit die Folge ist. Wenn Eltern oder andere nahestehende Personen keine Bindungssicherheit bieten können, dann können Erzieher, Tagesmütter und Lehrer sehr viel tun, um die beeinträchtigenden Folgen zu verhindern oder zu mildern (K. E. Grossmann & K. Grossmann 2006). Voraussetzung dafür ist, dass bindungspsychologisches Wissen und Können der Kern der – aktuellen wie zukünftigen – Ausbildung in Erziehung und Therapie ist.

Neues brauchbares Wissen und Denken sind nicht leicht zu finden und zu etablieren. Die vergangenen 50 Jahren haben für die Bindungstheorie Bowlbys gezeigt, wie bedeutsam es war, dass sie durch Ainsworth empirisch umgesetzt wurde, dass es eine evolutionstheoretisch orientierte Verhaltensbiologie gab, die sich gegenüber einer behavioristischen Verhaltensforschung behaupten konnte, und dass es For-

scher gab, die unterschiedliche Qualitäten von Bindungsbeziehungen zwischen Kindern und beiden Eltern von der Geburt oder vom Säuglingsalter an langfristig untersuchten (Sroufe et al. 2005a, b). Die Ergebnisse solcher Bemühungen haben schließlich immer mehr an Überzeugungskraft gewonnen und sind zur Grundlage einer beziehungsorientierten Entwicklungspsychologie, klinischen Psychologie, Therapieausbildung und Forschung geworden (Grawe 2004; K. E. Grossmann & K. Grossmann 2007). Ohne diese Grundlagen, die sich trotz aller Schwierigkeiten schließlich durchgesetzt haben, gäbe es sicher keine so wohlfundierten Anwendungsbereiche, wie wir sie heute kennen. Mit einigen davon befasst sich der nächste Abschnitt.

Anwendungen der Bindungstheorie »von der Wiege bis zur Bahre«

In den letzten 50 Jahren haben mindestens drei zentrale Erkenntnisse der Bindungstheorie Eingang in das Wissen der heilenden und helfenden Berufe in England und den USA gefunden. Seit etwa 10 Jahren finden sie auch in Deutschland und auf dem Festland Europas zunehmende Akzeptanz.

Ausgangspunkt war John Bowlbys umfangreiche Arbeit für die Weltgesundheitsorganisation über das Schicksal von Kindern, die wegen des Zweiten Weltkriegs aus den Städten aufs Land geschickt wurden, also von ihren Eltern sehr plötzlich getrennt wurden. Ihr Leid und die seelischen wie körperlichen Folgen dokumentierte er in dem Buch *Maternal Care and Mental Health*, das im Jahr 1951 erschien, in deutscher Übersetzung aber erst im Jahr 1973 (Bowlby 1973). Schon früher, als Psychiater an einer Schule für schwer erziehbare, delinquente Jungen, fielen John Bowlby die verheerenden Auswirkungen zurückgewiesener Bindungswünsche kleiner Kinder auf. Auf der Grundlage seiner vielfältigen Beobachtungen und der Erkenntnisse der Ethologie entstand die Bindungstheorie. Sie sollte das Verständnis für die Einflüsse von Bindungserfahrungen, die ein Mensch in seiner Kindheit gemacht hatte, auf seine seelische Gesundheit in ein Konzept bringen. Bowlbys große Kunst bestand in seiner Fähigkeit, Erkenntnisse, die er für elementar und wahr hielt, in eine Sprache zu kleiden und so darzustellen, dass nicht nur ihre wissenschaftliche Überprüfung möglich, sondern auch ihr praktischer Nutzen belegt wurde. Seine klinischen Erfahrungen legten von Anfang an den Grundstein für die praktische Anwendung der Bindungstheorie in allen Lebensbereichen, »von der Wiege bis zur Bahre«, wie er sagte (Bowlby 2001a).

Die drei o.g. zentralen Erkenntnisse der Bindungstheorie sind:

- 1.) Die Bindung eines schwachen, unerfahrenen Kindes an seine primär versorgende starke und kundige Bindungsperson – meist seine Mutter – ist eine biologische Notwendigkeit. In der Stammesgeschichte des Menschen haben nur die Jungen überlebt, die sich den Schutz und die Fürsorge einer Erwachsenen sichern konnten und nahe bei ihm blieben (s. auch Hrdy 2000). Bei jedem einzelnen Kind hat jedoch die Art der Fürsorglichkeit und des Schutzes, d.h. die Qualität seiner Bindungen, positive oder auch negative Konsequenzen für seine seelische Gesundheit. Langzeituntersuchungen belegen diese Aussage (siehe K. E. Grossmann et al. 2005).
- 2.) Die Angst vor Trennung und das real erlebte Trennungsleid eines Kindes, das unfreiwillig durch staatliche oder medizinische Anweisung – aber auch durch andere Interessen der Eltern – von der Bindungsperson getrennt wird, hat schädliche seelische wie körperliche Folgen. Unfreiwillige Trennung löst Angst, Ärger und Wut und Aggression aus – aus Frustration und im Dienste des Kampfes um den Erhalt der Nähe zur Bindungsperson.
- 3.) Die Trauer eines Kindes um den Verlust einer Bindungsperson ist nicht an kognitive Reife gebunden, wie es einst die Psychoanalyse behauptete, sondern liegt in der Natur der Bindung. Ein ungeschütztes Kind hat geringe Überlebenschancen. Bowlby (1960) beschrieb detailliert den Trauerprozess von Kindern bei Verlust der Bindungsperson und kennzeichnete ihn durch die Phasen Protest, Verzweiflung und Entfremdung; später erläutern wir diese Phasen ausführlicher. In Zusammenarbeit mit dem Ehepaar James und Joyce Robertson konnte das Trennungsleid von Kleinkindern in einer Reihe von Filmen überzeugend dokumentiert werden (Robertson 1967–1971, einige davon sind beim IWF erhältlich).

In den Dokumentarfilmen der Robertsons war die Trennung der Kleinkinder nur durch den Aufenthalt der Mutter im Krankenhaus wegen der Entbindung, also nicht durch Krankheit oder zerrüttete Familienverhältnisse, bedingt, und drei der vier gefilmten Kleinkinder erfuhren in der Zeit mütterlicher Abwesenheit eine liebevolle, beständige Fremdbetreuung von Seiten der Nachbarin. Trotzdem waren ihre Trauer, ihr Ärger, ihre Sehnsucht nach der Mutter und ihre kleinen Verhaltensstörungen klar zu beobachten. Am schlimmsten erging es jedoch dem vierten Kind, dem kleinen »John«, der nicht privat, sondern in einer Krippe für Waisenkinder untergebracht wurde und keine neue beständige Beziehung aufbauen konnte. Er brach erbarmungswürdig zusammen, unter dem Regime einer Massenpflege und bei Fehlen jeglicher individuellen Zuwendung. Eine ebenso beeindruckende Wirkung hatte der Dokumentarfilm über den mutigen Kampf einer Zweijährigen um

ihre seelische Integrität, die unvermittelt und unbegleitet ins Krankenhaus musste (Robertson 1952). – Diese Filme haben die Fachwelt davon überzeugt, dass unfreiwillige Trennungen eines Kleinkindes von seiner Bindungsperson eine Gefahr für seine seelische Gesundheit sind, die genauso ernst zu nehmen ist wie Gefahren für seine körperliche Gesundheit.

Als praktische Konsequenz wurde daraufhin z.B. in Kinderkrankenhäusern das strenge Regiment der restriktiven Besuchszeiten allmählich gelockert, und mancherorts wurden in den Kinderkrankenhäusern sogar Mutter-Kind-Zimmer für Kleinkinder eingerichtet. Auch wurden »Babyhotels«, die es in den 50er Jahren noch gab und wo Eltern ihren Säugling zeitweilig, z.B. wenn sie allein Urlaub machen wollten, bei staatlich geprüften Säuglingsschwestern abgeben konnten, aufgelöst. Im Bindungswissen kundige Fachkräfte aus dem Bereich der Sozialarbeit berieten Adoptiveltern und erklärten ihnen, dass ihr angenommenes Kind um seine verlorene Mutter trauern würde und sich nicht auf seine neuen Eltern »freue«, auch wenn seine Mutter keine »gute« Mutter war (Maywald 1997). Kundige Entwicklungspsychologen im Kinderkrankenhaus bereiteten Eltern darauf vor, dass ihr Kleinkind nach der Entlassung aus dem Krankenhaus eine ganze Weile anspruchsvoll, aufmerksamkeitheischend, weinerlich, ohne Frustrationstoleranz und sehr trennungsängstlich sein würde. Gemäß seiner jüngsten Erfahrung werde es noch längere Zeit Angst davor haben, wieder ungetröstet und ungeschützt in der Fremde Schmerzen erleiden, Einsamkeit und Verlorenheit erfahren zu müssen. Erst die zuverlässige und beständige Zuwendung und Beschwichtigung der Eltern werde ihm diese Angst nehmen.

Die Bindungstheorie bietet Erklärungen für das Verständnis von »unvernünftigen« Verhaltensweisen von Kindern oder geschwächten Personen, die rationalen Erwachsenen als »sonderbar« erscheinen. Im Folgenden wird die Sicht der Bindungstheorie auf einige nicht-pathologische Erlebnisse von Kindern oder Schwachen, die in vielen Familien vorkommen, anschaulich gemacht:

- 1.) Frühgeburt und »Babyblues«; bindungsorientierte Hilfen.
- 2.) Tagesbetreuung durch eine vertraute »Helferin am Nest« und das Risiko unfreiwilliger Trennungen.
- 3.) Ärger und Aggression in der Familie, oder: der manchmal bizarre Kampf um Zuwendung.
- 4.) Der versteckte Wunsch nach fürsorglichen, starken Eltern, auch wenn die Wirklichkeit nicht so ist.
- 5.) Eine Scheidung der Eltern, welche die Bindung zumindest zu einer Person und damit eine Wurzel der Persönlichkeit beschädigt.